

Die Schopenhauer-Gesellschaft

Ein soziologisches Porträt

Von Angelika Hübscher (Frankfurt a. M.)

Ich werde kommen und helfen . . . Nicht auf einer karitativen Veranstaltung wurden diese Worte gesprochen, sondern nach der Generalversammlung unserer Gesellschaft. Der Vorsitzende hatte von dem Problem gesprochen, das stetige Anwachsen der Gesellschaft und ihrer Aufgaben mit dem ebenso stetigen Anschwellen der Verwaltungsarbeit in Einklang zu bringen: philosophische Vereinigungen sind nicht begütert . . . Und dann kam die Sprecherin mit dem Vorschlag, ihren Witwensitz in Norddeutschland mit dem Sitz der Gesellschaft, der Stadt des Philosophen zu vertauschen — um mitzuhelfen, ohne Entgelt, um der Sache willen. Wie weit ein solcher Vorschlag sich praktisch verwirklichen läßt, ist eine andere Frage — wichtig und bezeichnend für unsere Gesellschaft aber ist die Gesinnung, der er entsprang.

Wie jede andere, so hat auch die Schopenhauer-Gesellschaft ihre beim Vereinsgericht registrierte Satzung — es ist, bis auf zeitbedingte Änderungen, die Satzung des Gründungsjahres vor mehr als einem halben Jahrhundert, eine lange Zeit für eine Vereinigung, die von Beiträgen und gelegentlichen Spenden lebt. Die Generalversammlung aber, von der eben die Rede war, ist erst die zwanzigste. Zwölf Jahre lang war es klüger, die Mitglieder schriftlich abstimmen zu lassen; viele von ihnen standen nur in dem geheimen Verzeichnis, das der Vorsitzende unbeirrt weiterführte; nie wurden ihre Namen gestrichen, nie wurden sie „um ihren Austritt ersucht“. (Es gab auch ein „offizielles“ Mitglieder-Verzeichnis: zur Vorlage bei etwa zu erwartenden Kontrollen.) So konnten Mitgliedschaften über Jahrzehnte ungebrochen aufrecht erhalten werden. Und wer dennoch, vom Sturm der Emigration verweht, den Anschluß verloren hatte, der fand sich in den Jahren nach dem Kriege wieder ein, den Jahren des mühseligen Neuwachsens, in denen nach jedem einzelnen Mitglied gesucht werden mußte. Auch heute gibt es wieder eine Anzahl „inoffizieller“ Mitglieder — sie können keine Beiträge zahlen, die Korrespondenz mit ihnen wird unter der Privatanschrift des Vorsitzenden geführt, die Jahrbücher gehen regelmäßig als persönliche Päckchen an sie ab — um in den meisten Fällen nicht anzukommen . . .

Eine eigenwillige Gesellschaft also — *non-conformist* würde der Engländer sie nennen, und vermutlich auch der Philosoph, der das Gleiche war. Sie hat die Zahl Tausend nie überschritten. Eigenwillig auch ihre Zusammensetzung. Sie besteht nicht etwa vor allem aus Professoren — gewiß umfaßt

sie viele, und unter ihnen Gelehrte von weltweitem Ruf. (Man erkennt sie auf Tagungen an der Schlichtheit und Bescheidenheit, die für die Hocharistokratie des Geistes ebenso verbindlich ist wie für die des Namens.) Studenten und Universitäts-Institute gehören ihr an — selbstverständlich. (Daß gerade die Studenten gelegentlich revolutionierend, verjüngend eingreifen wollen, auch zuweilen kräftig wider den Stachel löcken, wird als Zeichen der Lebens- und Wandlungsfähigkeit der Gesellschaft gerne verzeichnet — sie sind es ja, die einst die Träger sein sollen.) Aber da sind auch Politiker aller Parteien und Verwaltungsfachleute von höchstem Rang — nicht „Repräsentationsmitglieder“, die ihren Namen hergeben, nein: Männer, die den Philosophen genau kennen, ihn in ihren Reden zitieren, in ihrem Handeln seine Lehre, seine Lebensweisheit sich zu eigen gemacht haben. Und da sind Arbeiter und Handwerker; nicht weniger in der Philosophie zuhause, sehen sie aus wie Gelehrte — die Formkraft des Geistes wirkt auch hier auf die äußere Erscheinung —, und den Obersteiger im Ruhestand, einen gepflegten älteren Herrn, möchte man zunächst für den kürzlich eingetretenen Konsul halten.

Da sind Pfarrer und Bauern (wir erinnern uns: einer der ersten Verehrer des Philosophen war ein Landwirt aus dem Märkischen), Ärzte, Großindustrielle und Ingenieure, Schriftsteller und Verleger, Hausfrauen und Schauspielerinnen, Zahntechniker, Dolmetscherinnen und Oberprimaner . . . Und in ihrer Gesamtheit wirken sie wie eine Einheit: „Es ist unglaublich“, berichtete eine junge Jurastudentin von der letzten Tagung, „man fühlt sich wie in einer großen Familie.“

Der lebendige Organismus dieses Kreises, der die soziologische Struktur unserer heutigen Welt fast peinlich genau widerspiegelt, folgt zwar im Äußeren der offiziellen Satzung, im Inneren aber hat er sich längst stillschweigend seine eigenen Gesetze geschaffen. Die junge Witwe, die ihre Mithilfe anbot, ist nicht die einzige, die sich des Philosophen Gebot, daß über alles, über Schönheit und Intelligenz, die Herzengüte zu stellen sei, zu eigen gemacht hat. Da ist der hohe englische Offizier mit dem Asketengesicht, der sich die Aufgabe gestellt hat, auf seinen Reisen alte oder kranke Mitglieder aufzusuchen. Da ist der Hamburger Student, der sofort nach der Flutkatastrophe den Vorsitzenden um die Namen geschädigter Mitglieder bat, um praktisch Hand anlegen zu können. Ostzonenflüchtlinge wissen davon zu berichten, wie Mitglieder im Westen ihnen zuerst Päckchen nach drüben sandten und sie später mit Rat und Tat bei der Schaffung ihrer neuen Existenz unterstützten. Und die Vielzahl derer, die mit freiwilligen Spenden die Arbeit der Gesellschaft unterstützen — schickt der Student zwei Mark, so kommen vom Kaufmann vielleicht zweihundert. Das ältere Fräulein, das sich von unerwarteten Einkünften selbst eine Art Zehnten zur Pflicht gemacht hat. Mitglieder, die nach einigen Jahren Zugehörigkeit, oder gar schon beim Eintritt ihren Jahresbeitrag freiwillig höher ansetzen. Wir kennen einen Mann, der alljährlich seine Freunde bittet, sie möchten die Beträge für ihm etwa zugedachte Geburtstagsgaben seiner Gesellschaft zukommen lassen.

Kleine Ausschnitte nur aus dem stets sich erneuernden Gesamtgeschehen, das für „den Meister“ (selbst nüchterne Bankräte scheuen sich nicht, gelegentlich dieses Wort zu gebrauchen) Zeugnis ablegt: Der Philosoph, der so oft

und so lang ein Kündler der Menschenfeindlichkeit genannt worden ist, entpuppt sich aufs erstaunlichste als Gemeinschaftsbildner ersten Ranges.

Weniger überraschend, daß die Anhänger des Mannes, der beim Tod seiner Pudel Tränen vergoß, vielfach mit Haustieren leben, daß sich unter ihnen Vorkämpfer des Tierschutzgedankens finden, daß Albert Schweitzer, schon als Schüler mit der Lehre des Philosophen vertraut geworden, ihm noch kurz vor seinem Tode sein Eintreten „für die Wahrheit“ dankte, „daß Tiere Mitgeschöpfe sind, denen die Ehrfurcht vor dem Leben ebenso zu gelten hat wie den Menschen“.

Sein eigenstes, wichtigstes Gesetz sei die Wahrhaftigkeit, hat der Philosoph selbst immer wieder betont — der Macht dieses Gesetzes fügen sich auch seine Anhänger. Die Verwaltung der Gesellschaft hat einer Reihe von ihnen den Beitrag erlassen mit der Maßgabe, sie möchten die Beitragsfreiheit selbst und nach eigenem Ermessen aufheben, wenn immer das möglich sei. Nie ist das Vertrauen getäuscht worden. Der beinamputierte Spätheimkehrer, Vater von vier Kindern, der das Studium wieder aufnahm und jahrelang von der Gesellschaft getragen wurde, begann pünktlich nach der Bestallung die ersten Zahlungen; der Kranke nach dem Abtragen der Arztrechnungen; der Ostzonenflüchtling nach geglückter Eingliederung in das westliche Wirtschaftsleben.

Das Wirken dieses Gesetzes der Wahrhaftigkeit führt aber auch zu einer eigenartigen Erscheinung im Innern der Gesellschaft: zu einer stillschweigenden Selbstreinigung, die in jenen gelegentlichen Fällen vor sich geht, wo Menschen sich ihr zuwandten, die philosophisches Fragen mit sinnlosem Grübeln, Eigenständigkeit des Denkens mit Verschrobenheit, Begeisterung mit Wahn verwechselten — jeder Pfarrer kennt solche Fälle aus seiner Gemeinde, jeder Vereinsvorsitzende. Es gibt keine Maßnahmen von außen, keinen Ausschluß, keine peinlichen Verhandlungen. Auf unerklärliche Weise bleiben dem neueingetretenen „Denker“, dem „Metaphysiker von Beruf“ die Zugänge in das Innere der Gemeinschaft verschlossen; der Gesamtorganismus wehrt sich gegen den Fremdkörper, ohne daß darüber gesprochen oder geschrieben würde — ein zwei, drei Jahre lang ist er Mitglied der Gesellschaft, ohne ihr zuzugehören: dann meldet er unversehens den Austritt an oder verschwindet wortlos in die Anonymität zurück.

Denn: so eng die menschlichen Bezüge geknüpft sind — die Wahrhaftigkeit, von der wir sprachen, greift, so wie der Philosoph sie verstand, weit darüber hinaus (und dann, im letzten, doch wieder auf sie zurück). An ihr soll sich alle Arbeit messen, die in der Gesellschaft geschieht. Immer noch ist das Arbeitsziel in § 1 der Satzung verankert: Das Studium und das Verständnis der Lehre des Philosophen anzuregen und zu fördern, wurde sie gegründet, und wer sich ihr anschließt, ist gehalten, in seinem Bereich — und sei er eng gezogen — dazu beizutragen. Diesem Ziel streben die Bemühungen nicht in gerader Linie zu — sie schreiten einen weiten Kreis aus: mit den geistigen Voraussetzungen und Folgen der Lehre werden zugleich die philosophischen Probleme aller Zeiten bis auf den heutigen Tag aufgegriffen und so die Gedanken des Philosophen mit der lebendigen Gegenwart verbunden. An dieser weitgespannten Zielsetzung arbeiten sie alle, nach

Können und Ermessen, die wir nannten und noch nennen könnten. So ist der hilfreiche englische Offizier der anerkannte Übersetzer in seiner Sprache; so arbeitet der Arzt über naturphilosophische Fragen; der Steuerberater unterstützt die bibliographischen Bemühungen mit wertvollen Unterlagen; die Universitätslehrer stellen ihren Studenten einschlägige Arbeitsthemen; die Verleger planen Veröffentlichungen über Schopenhauer und seine Welt; aus allen Teilen der Erde kommen Hinweise auf Forschungsergebnisse und Publikationen, Bitte um Hilfe bei Dissertationen, um Prüfung von Manuskripten; das Jahrbuch der Gesellschaft, längst in allen wissenschaftlichen Bibliotheken zuhause, steht ebenso im Mittelpunkt der Gesellschaft wie ihr Archiv, das Museum und internationale Forschungsstätte zugleich ist. So ist die Gesellschaft seit eh und jeh vor den Gefahren jedes Zusammenschlusses bewahrt geblieben: vor abstrakter Verknöcherung im Nur-Wissenschaftlichen einerseits, vor dem Absinken ins Allzu-Persönliche andererseits. Kern und Kraft sind stets die gleichen geblieben: die Lehre und ihre Verwirklichung in wissenschaftlicher Forschung ebenso wie im praktischen Leben.

Ist es so, daß das Leben im philosophischen Geiste, das stete Fragen nach dem Wesen der Welt jung erhält? Oder ist es die gelassene Haltung des heiteren Pessimisten, der vom Leben nicht zuviel erwartet und deshalb die Enttäuschungen nicht kennt, die anderen zu früh das Herz brechen? Auffallend ist es: Dieses von menschlichen Impulsen erfüllte, von ethischen Gesetzen getragene, von wissenschaftlichem Geist durchdrungene Gebilde der Schopenhauer-Gesellschaft begreift eine hohe Zahl alter, ja sehr alter Menschen in sich. Nicht etwa, daß die Mitgliedschaft eine Sache behäbigen Alters sei (ob schon mancher als Ruheständler kommt, gestehend, daß er erst jetzt die schöne Muße finde, sich mit den tiefsten Fragen des Lebens zu beschäftigen), — nein, die meisten sind als junge, begeisterte Leute eingetreten, einige schon bei der Gründungsversammlung. Uralt, aber unverändert, ungebrochen erscheinen sie von Tagung zu Tagung: der hochgewachsene Korvettenkapitän des Ersten Weltkriegs, der von den Jahren zusammengekrümmte, aber immer noch temperamentvoll-heitere Rechtsanwalt, die *grande dame* einer vergangenen Epoche, die zierlich-lebhafte Emigrantin, Tochter des Mannes, der dem Philosophen selbst noch Freund sein konnte: in ihr begegnen sich Gegenwart und Philosophiegeschichte in voller Lebendigkeit.

Aber wenn man nach dem auffälligsten äußeren Zug dieser seltsam geeinten Gesellschaft fragen würde — unsere Antwort wäre: die Ehepaare. Selten noch haben wir so viele glücklich verheiratete Menschen in einem sozialen Organismus vereinigt gesehen wie hier, in dem Kreise, der den Namen des Mannes trägt, dem man unbeirrbar „Weiberfeindschaft“ nachsagt (trotz guter Freundschaften zu Frauen, die auch er pflegte, trotz des zarten Altersidylls mit der jungen Bildhauerin, die die Büste des Berühmtgewordenen schuf). Wir kennen glückliche junge Ehepaare, und ältere, und dann die uralten, die bereits die gleichen Gesichter, die gleiche Handschrift haben. Als unzertrennliche Einheiten erscheinen sie auf den Tagungen. Stillschweigend, selbstverständlich treten die Frauen an den Platz ihres Mannes, wenn sein Tod die lange Lebensgemeinschaft auseinanderreißt — falls sie nicht schon zu seinen Lebzeiten auch die Mitgliedschaft mit ihm teilten . . .

Aus einer solchen Ehe kommt die blonde Witwe, die ihr Leben am liebsten auf die Bedürfnisse der Gesellschaft einstellen würde: ihr Mann war weit älter als sie, und als sie heirateten — so erzählt sie — war ihnen bewußt, daß in ihrer Ehe der Begriff der Zeit keine Bedeutung haben dürfte. Aber — „es war doch so schön!“, zitiert sie, unbefangen, Lynkeus den Türmer und schließt damit den Kreis von Goethe zu Schopenhauer, dem viel Mißdeuten, dem Philosophen des Pessimismus und der Herzensgüte, des Mitleids und der Tierliebe und — so will es uns mit einem Male scheinen — der Alters- und gar der Ehe-Weisheit.